

Zeitschrift:	Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber:	Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band:	56 (1977)
Heft:	10
 Artikel:	Sozialdemokraten haben auch Hände
Autor:	Mathys, Hanspeter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-339377

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seinerzeitigen Einheit der zweiten Internationale ist eine kaum übersehbare Vielfalt von Sozialismen und Kommunismen getreten. Das gemeinsame Endziel der sozialistischen Bewegung ist geschwunden.

In der Zwischenzeit wurde zwar die UNO vereinheitlicht. Ihr gehören mehr als insgesamt 170 Gross-, Mittel-, Klein- und Kleinststaaten an. Diese ordnen sich in verschiedene Gruppen: die westlichen Industriestaaten, die östlichen staatskapitalistischen Industrieländer, die Erdölländer, die reicheren und die armen Entwicklungsländer. Alle diese Länder stehen verschiedenartigen, komplexen Entwicklungsproblemen gegenüber. Es ist daher mehr als fraglich, ob im kommenden 21. Jahrhundert die historischen Ideen von Marx und Engels noch im Zentrum unserer Gesellschaftspolitik stehen werden. Vor allem haben die Forschungen des *Clubs von Rom* seit 1971 wichtige weltpolitische Gedankengänge grundlegend geändert, worauf wir in einem zweiten Artikel zurückkommen werden. Beschränken wir uns daher zunächst auf einige Bemerkungen zur schweizerischen Politik. Zweifellos hat sich die schweizerische direkte Demokratie bewährt. Bewährt im Ersten und im Zweiten Weltkrieg, bewährt im Abwehrkampf gegen den Faschismus Mussolinis und den Nationalsozialismus Hitlers und bewährt im Widerstand gegen die kommunistische Ideologie. Sie wird das auch in Zukunft tun. Dabei kommt der schweizerischen Sozialdemokratie eine führende Rolle zu. Aber die SPS ist nicht allein entscheidend. Denn die direkte Demokratie zwingt die bürgerlichen Parteien, von der Sozialdemokratie alle jene Postulate zu übernehmen, welche im Interesse und im Verständnis des schweizerischen Durchschnittsbürgers und der Durchschnittsbürgerin liegen.

Immerhin hat die SPS seit dem Zweiten Weltkrieg durch die Beteiligung am Bundesrat mit Hilfe der Zauberformel an Einfluss gewonnen. An Einfluss verloren hat dagegen der klassische Marxismus, und zwar gerade aus den Gründen, welche Prof. Albert Lauterbach angeführt hat.

Emil J. Walter

Sozialdemokraten haben auch Hände

... und Fäuste — oft zwar bloss im Hosensack! Sozialdemokratie zur blossen Geisteshaltung abzuwerten, heisst zu deutsch nichts anderes, als die banale Erkenntnis zu ignorieren, dass die herrschende Geistlosigkeit, die sogenannte Un-Kultur, der weitverbreitete Fatalismus, der Stress — und die Arbeitslosigkeit! — materielle, handfeste Interessenursachen haben. Hohe Arbeitsteilung, lange Arbeitszeiten und -wege, unwirtliche Städte, das Gefühl des Ausgeliefertseins während der Arbeit sind keine naturnotwendigen, unabänderlichen Erscheinungen. Sie sind vielmehr Ergebnis einer Wirtschaftsweise, deren Mass aller Dinge der Profit ist, einer Wirtschaftsweise, in der viele Menschen gemeinsam arbeiten — aber nur wenige bestimmen und abrahmen.

Das Wasser läuft deshalb auf die falsche Mühle, wenn die Sozialdemo-

kratie sich mit Kulturkritik begnügt, wie dies Lauterbach mehr oder weniger offen fordert. Meist sind es gerade die betuchten Bildungsbürger, die zum «Umdenken» und zu weniger Egoismus aufrufen. Passen wir also auf, dass wir nicht in den falschen Chor einstimmen!

Lauterbach ist recht zu geben, wenn er den Glauben an jede Machbarkeit und die Vergötterung des Wirtschaftswachstums geisselt. Die Dinge sind indessen recht verwickelt; denn für viele Menschen in dieser Welt bleibt eine gesicherte materielle Existenz ein schöner Traum, und der Wachstumsfetischismus, bürgerliches Nutzendenken, individualistische Normen und Werte — Karriere, Lebensformen, Kultur — grassieren auch in der Sozialdemokratie. Wir stehen demnach nicht vor der Alternative: ökonomisch-politische *oder* geistige Umwälzung. Die Forderung kann nur lauten: Wirtschaft *und* Kultur, Arbeitsorganisation *und* Geisteshaltung müssen verändert werden. Was Lauterbach nun allerdings propagiert, kommt einem Rückfall in die bürgerlich-gemütliche Beschaulichkeit, in eine neue Innerlichkeit gleich. Eine linke Partei, die ihre erste Aufgabe «im Streben nach verantwortlicher Geisteshaltung gegenüber der Gesellschaft» sieht — zwar verbunden mit «Wirtschaftskontrolle» (was heisst das konkret?) —, wäre gleichsam eine Werbeagentur für Ethik und Moral. Sie verzichtet darauf, ihre Macht als Hebel zur Veränderung der Verhältnisse zu gebrauchen und wird damit zur Sachwalterin der Herrschenden.

Lauterbach spricht viel von den «demokratischen Sozialisten» und will sich damit von der nichtdemokratischen Linken absetzen, ohne allerdings eine Begriffsklärung zu vermitteln. Ich halte den Begriff «Demokratischer Sozialismus» für zu verwaschen und emotionsgeladen, als dass er sich für eine ernsthafte politische Auseinandersetzung noch eignen würde. Denn alle — echten und unechten — Sozialisten, jedes «sozialistische» System beanspruchen für sich, im Besitz der wahren Demokratie zu sein. Warum nennen wir uns nicht schlicht Sozialisten? Es ist doch selbstverständlich, dass der Sozialismus nur in der Demokratie verwirklicht, die Demokratie erst im Sozialismus vervollkommen werden kann.

Es geht nicht an, den Unterschied zwischen demokratischen Sozialisten und anderen, vom «richtigen Weg» abgekommenen Sozialisten und Sozialismen in der Mentalität, der Psyche auszumachen. Es scheint, als sei Lauterbach den bürgerlichen — allzu bürgerlichen — und wissenschaftlich zweifelhaften Psychologen auf den Leim gegangen. Wer menschliches Verhalten, politisches «Abweichlertum» ausschliesslich durch das Seelenleben zu erklären versucht, übersieht, dass die Psyche auch durch etwas bedingt ist — und erklärt damit nichts. Politische Gegensätze sollten politisch ausgetragen und nicht nach der sattsam bekannten, in West und Ost (politische Psychiatrie) praktizierten Methode der Krankheitserklärung verschleiert und unterdrückt werden. Bliebe noch beizufügen, dass wir «linkes» und rechtes Feind/Freund-Schema: hier guter Osten, dort böser Westen — oder umgekehrt — ablehnen müssen. Weder abstrakte Solidari-

sierung mit den «sozialistischen» Ländern noch deren pauschale Verurteilung steht kritisch denkenden Sozialisten wohl an.

Lauterbach redet auch von «totalitären» Geisteshaltungen. Dabei setzt er anscheinend voraus, dass der Leser wisse, was unter diesem «Pfefferkuchenausdruck» (G. Keller) zu verstehen sei. Mit einem solchen, dem bürgerlichen Ideologiearsenal des Kalten Krieges entnommenen Schlagwort sollte man vorsichtig umgehen. Es ist jedenfalls unhaltbar, sämtliche Spielarten des Totalitarismus unbesehen zu vermengen und vom sozialen Inhalt zu abstrahieren. Im übrigen ist die Totalitarismusdiskussion unter den Wissenschaftern noch in vollem Gange.

Demokratische Sozialisten seien geneigt, «jede Situation einer kritischen Analyse zu unterwerfen und dann zu versuchen, realistische Lösungen auszuarbeiten». So weit, so gut. Nach einer Verniedlichung der entscheidenden Machtfrage kommt Lauterbach zum fatalen Schluss, der demokratische Sozialismus müsse eine «spezifische Deutung des gesellschaftlichen Lebens» bleiben. Das heisst, überspitzt formuliert: «Genossen, streckt die Waffen und widmet euch nur noch der Kontemplation, betrachtet die Welt und lasst es euch dabei wohl sein.» Dass es aber darauf ankommt, die Welt zu verändern, gehört, so meine ich, zum Abc jedes Sozialisten, sei er nun Marxist oder nicht. Allerdings dürfen wir die Frage nach dem «Warum» und dem «Wie» niemandem schuldig bleiben!

Jede «Deutung des gesellschaftlichen Lebens» muss, will sie nicht auf halbem Wege stehenbleiben, in die Gesellschaft eingreifen, sie verändern. Der Marxschen Methode der genetisch-konkreten Analyse einer konkreten Situation ist bis heute nichts Gleichwertiges entgegengestellt worden. Eine Tatsache, die selbst unter vielen bürgerlichen Sozialwissenschaftern unbestritten ist. Die Revision des Marxismus, seine Anpassung an die hochkomplexe Industriegesellschaft, ist im übrigen schon vor langem begonnen worden. Mir scheint, Lauterbach ist den Wortführern der bürgerlichen, letztlich auch interessegebundenen Sozialwissenschaft in die Falle geraten, wenn er den Marxismus mit spöttischem Unterton («aus dem 19. Jahrhundert») als überholt abqualifiziert. Der Beifall von der falschen Seite wird ihm gewiss sein.

Den starren Dogmatismus, die Sowjetscholastik und das schematische Aneinanderreihen von Marx-Zitaten gilt es ebenso zu befehlen wie das antimarxistische bürgerliche Obskurentum. Marx hat — leider? — nur angedeutet, wie der Sozialismus aussehen müsse. Es ist nun an uns, zu sagen, was sein soll. Was wir *nicht* wollen, können wir leicht sagen: keinen staatsbürokratischen, sozialistisch verbrämten Sowjetkapitalismus!

Sozialisten benötigen eigene Begriffe

Lauterbach erachtet die zentralen klassischen marxistischen Begriffe als überholt, gar als irreführend und gefährlich. In der Tat herrscht heute in der politischen Sprache ein Tohuwabohu, ein Begriffswirrwarr. Wenn wir

indessen davon ausgehen, dass es keine objektiven, wertneutralen Begriffe für soziale Zusammenhänge gibt, kommen wir ohne eigene sozialistische Terminologie nicht aus.

Nun zu einigen der inkriminierten Ausdrücke:

Klasse, Proletariat, Arbeiterbewegung

Es stimmt, dass es in den Industrieländern — aber nur hier! — kaum mehr erniedrigte und geknechtete Proletarier im Marxschen Sinne gibt. Aber hat sich am Wesen der Lohnarbeit seit Marx etwas geändert? — Nein. Auch die vielen, von Lauterbach erwähnten Angestellten sind trotz ihres hohen — oft zu hohen — Sozialprestiges vom Lohn abhängig und leisten entfremdete Arbeit. Die Begriffe «Stehkragen- und Akademikerproletariat» sind nicht zu Unrecht aufgetaucht. Es trifft zu, dass viele Lohnabhängige im Wohlstand leben. Aber trotzdem sind sie immer noch eine Ware, deren Preis für ihre Arbeitskraft sich nach Nachfrage und Zufuhr richtet — entsprechend den Gesetzen der kapitalistischen Marktwirtschaft. Der relative Wohlstand ist vor allem das Ergebnis jahrelanger Kämpfe der Arbeiterorganisationen. Das verdient gewürdigt zu werden! Die von Lauterbach behauptete weitgehende Nivellierung erweist sich indes, bei Lichte besehen, als eine Chimäre. Die Kluft zwischen Wohlhabenden und Habenichtsen, zwischen Gross- und Kleinverdienern wächst auch in der Schweiz ständig. Man schaue sich die Steuerstatistiken an. Gar nicht zu reden vom ungleichmässig verteilten Bildungsgut. Mehr Gleichheit und Gerechtigkeit ist heute nicht minder nötig als gestern.

Ich wage zu behaupten, dass der materielle Wohlstand und hohe Löhne für viele Arbeiter und Angestellte nicht zuletzt eine Entschädigung dafür sind, dass diese sich bei der Arbeit «ausser sich» und nur ausser der Arbeit «bei sich» fühlen (Marx). Marx hat schon 1844 in seinen ökonomisch-philosophischen Manuskripten¹ eine der Hauptursachen menschlicher Unzufriedenheit in der entfremdeten Arbeit ausgemacht. Seine scharfsinnige Analyse hat nichts an Aktualität eingebüsst. Sie sei hier sehr grob skizziert:

Entfremdete oder entäusserte Arbeit entsteht dort, wo Arbeit und Kapital getrennt werden, wo Lohnarbeit Privateigentum erzeugt, welches die Entfremdung erst ermöglicht und realisiert.

Das Wesen der Entfremdung hat drei Hauptaspekte:

- Die entfremdete Arbeit entfremdet den Menschen der Natur.
- Sie entfremdet dem Menschen sich selbst und seine eigene Gattung, das heisst seine Mitmenschen. Der Mensch wird zum Gegenstand, zur Ware; scheinbar menschliche Beziehungen sind in Wirklichkeit Beziehungen zwischen Waren.

¹ Karl Marx, «Ökonomisch-philosophische Manuskripte», Marx-Engels-Werke, 1. Ergänzungsband.

- Der Gegenstand, den der Arbeiter herstellt, tritt ihm als feindlicher gegenüber, er beherrscht ihn. Etwas moderner ausgedrückt: die Technik beherrscht den Menschen.

Schade, dass der «alte», mehr ökonomisch orientierte Marx heute oft gegen den «jungen», philosophisch-humanistisch ausgerichteten ausgespielt wird. Marx hat eben nicht nur das «Kapital» geschrieben! Seine visionären Erkenntnisse aus den Frühschriften müssen aufgewertet werden und mithelfen, das heute allzu positivistische Marxismusverständnis zu korrigieren.

Es ist nicht einzusehen, weshalb der marxistische Klassenbegriff — den Marx selber im übrigen nicht so undifferenziert ausgearbeitet hat, wie es ihm Lauterbach unterschiebt — untauglich sein soll. Die Existenz von Klassen zu negieren heisst, vor den gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Realitäten die Augen verschliessen. Wer die Augen aber offen hat, sieht, dass der Klassenkampf gerade von «oben» heute mehr oder weniger heftig geführt wird, und zwar durch Entlassungen, Lohnabbau, Intensivierung der Arbeit und Unterdrückung der Andersdenkenden. Roger Garaudy, der bekannte, von den Orthodoxen als Ketzer verschriene Theoretiker, hat darauf hingewiesen, dass «gewisse Kategorien von Intellektuellen infolge der technisch-wissenschaftlichen Revolution immer mehr in die Arbeiterklasse integriert werden»². Er stützt sich auf Gramsci und schlägt vor, Führungskräfte, Techniker, Beamte usw. — die zwar nicht zur Arbeiterklasse gehören, sich dieser aber immer mehr nähern — zusammen mit der eigentlichen Arbeiterklasse als «neuen historischen Block»³ zu bezeichnen. Ein Bündnis zwischen diesem Block sowie den städtischen und ländlichen Schichten erachtet er als notwendig. Also eine Erweiterung des Klassenbegriffs — nicht eine Abschaffung! Auch nützt es wenig, die Arbeiter gegen die Intellektuellen auszuspielen; denn sie sind aufeinander angewiesen.

Kapitalismus

Unter «Kapitalismus» hat Marx eine Produktionsweise verstanden, die auf dem Privateigentum beruht und die sich nach dem Profit richtet — anstatt nach den Bedürfnissen der Menschen. Es trifft zu, dass sich heute einiges am ursprünglich barbarischen Kapitalismus geändert hat. Aber deswegen ist er noch lange keine humane Gesellschaftsordnung geworden. Er ist alles andere als ein ewiges, unabänderliches System. Allein schon seine äussere Form wandelt sich ständig. An der Grundlogik der kapitalistischen Produktionsweise jedoch hat sich seit ihrer Entstehung kein Jota geändert. Marx hat aber mit «Kapital» nicht bloss «Mehrwert heckender Wert», nicht bloss einen toten Gegenstand gemeint, sondern auch eine Kultur und ein scheinbar zu einem Ding gewordenes gesellschaftliches

² R. Garaudy, «Die grosse Wende des Sozialismus», München 1972.

³ R. Garaudy, «Die ganze Wahrheit», Reinbeck 1970.

Verhältnis, das die oben angedeutete Entfremdung bewirkt und das gleichsam eine Eigengesetzlichkeit entwickelt hat. Ob nun angestellte Manager über eine Unternehmung verfügen oder der private Eigentümer selbst, ist ohne grosse Bedeutung. Denn niemand wird bestreiten, dass auch der Manager stets die Interessen der Eigentümer, des Kapitals, vertritt. Es geht nicht um «böse» oder philanthropische Kapitalisten, sondern um die letztlich unmenschliche Wirkungsweise des Systems. Es ist betrüblich, dass dieser Mechanismus im sogenannten «real existierenden Sozialismus» nicht zerstört worden ist. Eine Tatsache, an der es nichts zu deuten gibt — desto schlimmer für die Tatsache!

In einer Hinsicht gebe ich Lauterbach zwar recht: Es ist fatal, dass viele Kleinunternehmer, wie Gewerbetreibende und Ladenbesitzer, der irrgen Meinung sind, sie hätten das Heu auf der gleichen Bühne wie die Grosskonzerne, weil sie — scheinbar — selbst über ihre Produktionsmittel verfügen können. Es spricht nicht für die Sozialdemokratie, dass es ihr bis heute nicht gelungen ist, die kleinsten der Kleinunternehmer und die Kleinbauern für sich zu gewinnen und ihnen zu zeigen, dass sie meist ebenso abhängig sind wie die Lohnbezüger. Die Mittelschichten, die in Wirklichkeit zwischen den berühmten zwei Stühlen sitzen, oft gar am Boden liegen, haben entscheidend zum Sieg des Faschismus beigetragen. Da der Kapitalismus stets auf dem Grat zwischen Barbarei und Sozialismus wandert, könnte er auch heute wieder versucht sein, die Krise durch den Faschismus zu «lösen». Deshalb scheint es mir unabdingbar, die Mittelschichten in die sozialistische Strategie miteinzubeziehen, wie Garaudy und andere es postulieren.

Produktionsmittel, Nationalisierung, Sozialisierung

Kein vernünftiger Mensch behauptet, die Produktionsmittel seien heute die selben wie jene im England von 1840. Quantität und Qualität der Produktionsmittel haben sich infolge der wirtschaftlich-technischen Revolution stark verändert.

Kein vernünftiger Sozialist wird behaupten, mit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel werde der Himmel auf die Erde geholt und der Schritt vom Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit sei damit bereits getan.

Mitnichten! Marx selber hat sich gegen die blosse Enteignung, gegen den «rohen Kommunismus» gewandt. Es zeigt sich gerade in den «sozialistischen» Ländern, dass eine Umwälzung der Eigentumsverhältnisse allein wenig ändert. Dort ist es nämlich nicht gelungen, das sogenannte Wertgesetz, das ist das Gesetz der Warenproduktion, ausser Kraft zu setzen. Auch in den «sozialistischen» Ländern hat (fast) jedes Ding seinen Preis. Aber dies ist kein Grund, die «soziale Marktwirtschaft» als die beste aller möglichen Wirtschaftsordnungen zu betrachten. Der Markt kann nie sozial sein, weil der Arme und der Reiche für jedes Gut den selben Preis

bezahlen müssen; denn in der Marktwirtschaft ist alles, sogar der Mensch, vermarktet. Der Mensch ist Bestandteil der Warenwelt. Im Programm der SPS steht folgendes: «Eine auf der Vorherrschaft des Kapitals beruhende Wirtschaftsordnung ist nicht in der Lage, dem gesamten Volk auf die Dauer Wohlstand und kulturellen Aufstieg zu sichern. Der Sozialismus will jedermann eine menschenwürdige Existenz ermöglichen.» Das Programm sieht vor: «Bei monopolistischen Unternehmungen und Organisationen (sind) entweder die Voraussetzungen des fairen Wettbewerbs zu schaffen oder es sind dieselben unter öffentliche Kontrolle zu stellen *oder in Gemeineigentum überzuführen*. Auch private Unternehmungen, ‚deren Tätigkeit im öffentlichen Interesse liegt‘, können sozialisiert werden.» Es ist nun nicht einzusehen, weshalb wir auf die Sozialisierung der Schlüsselindustrien und der grossen Dienstleistungsbetriebe verzichten sollten. Der Behauptung, wonach jedes Ding seinen Preis haben müsse, können wir nur mittels Vergesellschaftung der Grossbetriebe, Banken und Versicherungsgesellschaften entgegentreten. Das Fernziel, die entfremdete Arbeit abzuschaffen und den privaten Markt zu beseitigen, lässt sich nur so verwirklichen. Es bleibt zu hoffen, dass die Arbeitsgruppe «Banken» bei der Formulierung der Bankeninitiative dem Parteiprogramm Rechnung trägt. Die in letzter Zeit sich häufenden Forderungen nach Privatisierung öffentlicher Dienste und die ständigen Gebührenerhöhungen müssen wir entschieden bekämpfen.

Imperialismus, Kolonialismus, Internationalismus

Der Begriff «Imperialismus» wird heute in der Tat oft missbraucht. Er ist verschwommen und wird je nach politischem Standort verschieden verwendet. An die Stelle des Imperialismus im Sinne Lenins sind neue, vielfältige Formen von Machtausdehnung getreten. Der von orthodoxen Sowjetkommunisten heute gebrauchte Ausdruck «internationaler Monopolkapitalismus» ist nicht minder verwaschen und ungenau. Eine seriöse Analyse der internationalen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen und deren Auswirkungen erweist sich indessen als schwierig. Es gibt aber Fälle wie Nestlé oder die Konterrevolution in Chile, die wir ohne subtilen Begriffsapparat deuten können. Das Faktum, dass viele ausländische Investitionen in Entwicklungsländern «auf Einladung» (auf wessen Einladung?) erfolgen, spricht nicht dagegen, dass damit arbeitende Menschen ausgebeutet werden. Entscheidend ist, ob die Investitionen etwas zur wirtschaftlichen und sozialen Besserstellung der Bevölkerung beitragen — und dies wird von Entwicklungshilfe-Spezialisten in den meisten Fällen bestritten.

Die Unwirksamkeit der Sozialistischen Internationale schätzt Lauterbach richtig ein. Sie ist wahrhaftig nicht mehr als ein lendenlahmer Paptiertiger. Es stimmt bedenklich, dass es den sozialistischen Parteien und den Gewerkschaften der westlichen Länder bis heute nicht gelungen ist, dem

kosmopolitischen, buchstäblich grenzenlosen Kapitalismus wirksam Paroli zu bieten. Die Formulierung des «Kommunistischen Manifests», wonach der Proletarier kein Vaterland kenne, ist zwar sehr überspitzt. Aber der heute in den Arbeiterparteien und Gewerkschaften praktizierte engstirnige Nationalismus sollte endlich überwunden werden. Indes: dazu braucht es starke, kampfbewusste nationale Parteien. Die Fehler der zweiten Vorkriegs-Internationale sollten uns ein Lehrstück sein. Die Bestrebungen, eine Internationale auf die Füsse zu stellen, die ihren Namen verdient, werden durch den sogenannten «proletarischen Internationalismus» — lies Vorherrschaft der KPdSU — zusätzlich erschwert.

Das «Unmögliche» wollen, um das Mögliche zu erreichen

Lauterbach macht sich auf die Suche nach «realistischen Zielsetzungen». Voraussetzung dazu sei ein «Ende des Verlasses auf die grundlegende Rationalität des Menschen». Auch Marx sei dem rationalistischen Denken des 19. Jahrhunderts zu stark verhaftet gewesen. Der Verlass auf die grundlegende menschliche Rationalität hat dem Bürgertum immerhin zur Macht verholfen, einen Grossteil der Menschheit aus den Ketten des mittelalterlichen Feudalismus befreit und die geistige Bevormundung der Kirche weitgehend aufgehoben. Die faschistische Ideologie ist gewiss nicht auf einem Zuviel an Ratio gewachsen, sondern auf einem Zuwenig. Es ist nicht einsehbar, wie wir die neuen Fesseln und Zwänge ohne Ratio sprengen und beseitigen sollten. Allerdings brauchen wir einen anderen als den seichten bürgerlichen Rationalismus oder, genauer, Empirismus. Dieser hat sich von einer auf Befreiung ausgerichteten Denkweise zu einer Ideologie entwickelt, die das Bestehende als das schlechthin Wirkliche und Wahre annimmt, es rechtfertigt. Auch der gleichsam lehramtlich verkündete «dialektische Materialismus» ist in Wirklichkeit eine Legitimationswissenschaft, ein Machtinstrument. Wir brauchen einen Rationalismus, der sich selbst ständig in Frage stellt, der sich reflektiert. Diese Denkweise darf die Vernunft nicht verabsolutieren; sie muss skeptisch sein. Sie soll aber auch «eingreifend» (Brecht) sein, dem Unvernünftigen die Maske der Vernunft abreissen und es menschlich-vernünftig gestalten. Sie geht von der Illusion ab, das richtige Handeln lasse sich stets von der richtigen Theorie abhängig machen⁴. Die Gefühle und Empfindungen, die im bürgerlichen Rationalismus wie im «DIAMAT» sträflich vernachlässigt werden, sind im humanistischen, linken Rationalismus auf den richtigen Platz zu setzen.

Was Lauterbach im Grunde fordert, nämlich einen Verzicht auf jede Theorie, auf eine längerfristige sozialistische Strategie, ist entschie-

⁴ Jene, die sich in den Theorien der Sozialwissenschaften auskennen, mögen es mir verzeihen, wenn ich mich als Laie nicht streng an die herkömmlichen wissenschaftlichen Begriffe halte.

den abzulehnen. Neue Ziele, Werte und Orientierungen, ohne die menschliches Leben seinen Sinn verliert, tun not. Allerdings kann es sich nicht darum handeln, eine kochbuchartige Theorie aufzustellen, die uns jeden Schritt aufzeigt. Eine Theorie kann das, was ist, und das, was inskünftig geschehen wird beziehungsweise geschehen soll, nur umrisshaft zeichnen. Die Handelnden stehen immer vor etwas Noch-zu-wenig-Gewissem.

Was sind «realistische» Zielsetzungen? Für den bürgerlichen Ideologen, aber auch für den sogenannten gesunden Menschenverstand sind die Tatsachen realistisch, die Dinge, wie sie sich dem Auge darbieten. Wie oft bekommen wir zu hören, unsere Forderungen seien unrealistisch! Wer sich ständig auf die Tatsachen beruft, übersieht, dass sie nur eine scheinbar feste Sache sind, vergleichbar mit einem angehaltenen Spielfilm. Der Tatsachenmensch übersieht die dem Gegebenen innewohnenden Möglichkeiten zur Weiterentfaltung. Hier müsste das oben umrisshaft gezeichnete Denken einsetzen. Selbstverständlich dürfen sich die Menschen nur Aufgaben stellen, die sie lösen können. Aber mit jedem Schritt nach vorn zeigen sich neue Wege und Ziele. Das Problem sei am Beispiel der Arbeitszeit kurz erläutert. Eine schrittweise Verkürzung der Arbeitszeit auf 35 Wochenstunden lässt sich beim gegebenen Stand der Produktivkräfte (Bildungsstand, Technik, Wissenschaft) verwirklichen. Sie ist möglich — und für die arbeitenden Menschen notwendig.

Marx war kaum ein Rationalist im herkömmlichen, bürgerlichen Sinn, wie Lauterbach meint. Sein Werk enthält viele utopische und radikal-humanistische Züge. Allein das vernünftige Sollen, der Endzweck ist für Marx vernünftig. Er hat aber betont, die «neue Welt» lasse sich nur durch die «rücksichtslose Kritik alles Bestehenden» herstellen⁵. Es sei allerdings eingestanden, dass der «alte» Marx, besonders aber Engels, die menschliche Gesellschaft zu sehr mit den Augen des Naturwissenschaftlers betrachtet hat. Das Utopische und Humanistische im Marxschen Werk ist später von Epigonen verschiedenster Richtung frevelisch übergangen, gar als «idealistic» diffamiert worden. Aus einer lebendigen, phantasiereichen Weltanschauung ist ein steriler Dogmatismus, eine Staatsreligion geworden. Die heutige Sowjetscholastik, aber auch — und besonders — Kautsky sowie der geistige Vater der heutigen Sozialdemokratie, Bernstein, unterscheiden sich in manchem nur dem Scheine nach vom platten bürgerlichen Materialismus und vom Positivismus.

Man muss sich fragen, ob eine allzu intellektualistisch ausgerichtete sozialistische Politik und Propaganda nicht falsch, gar gefährlich sei. Der verstorbene Ernst Bloch hat in der Zeit des Faschismus einmal erwähnt, die Kommunisten sprächen zwar wahr, aber von Sachen, die Faschisten hingegen lügen, sprächen aber zu Menschen. Leider ist auch in die moderne Sozialdemokratie zuviel Wissenschaft eingedrungen und zuwenig

⁵ Karl Marx, «Deutsch-Französische Jahrbücher», Marx-Engels-Werke, Bd. 1.

Utopie — im bejahenden Sinn — übriggeblieben. Das Werk Ernst Blochs sei jedem zur Lektüre empfohlen, der sich Gedanken über die politische Alltagsarbeit hinaus macht. Blochs Utopie ist, obgleich als mystische, neu-romantische Schwärmerie verketzert, real und könnte manche Anregung vermitteln. Im Gegensatz zu Freud — den auch Lauterbach zitiert — macht er für das menschliche Unbehagen nicht primär vergangene Erlebnisse verantwortlich, nicht etwas in das Unbewusste Verdrängtes, sondern das Noch-nicht-Bewusste, etwas, das vor uns liegt.

Es bleibt zu hoffen, dass die lange vernachlässigte Theoriediskussion in der SPS endlich einsetzt. Bloss sollte sie nicht ausschliesslich von einem intellektuellen Fach-Clan geführt werden. Das Argument, der einfache Arbeiter verstehe nichts von theoretischen Fragen, zielt meines Erachtens an der Sache vorbei. Haben nicht früher in der Arbeiterbewegung auch «einfache» Leute über anspruchsvolle Fragen gesprochen? Haben nicht Fernsehen, «Blick» usw. mehr Schaden als Nutzen gestiftet? Jedenfalls ist bildungsbürgerliche Blasiertheit in unserer Partei ebensowenig am Platze wie bornierter Antiintellektualismus. Leider gebricht es am gegenseitigen Verständnis zwischen «Studierten» und Arbeitern; Vorurteile und Barrieren — auch sprachlicher Natur — müssen abgebaut und beseitigt werden. Passen wir auf, dass nicht der politische Gegner, ehe wir es uns versetzen, einen Spaltkeil zwischen uns treibt!

Bessere Lebensqualität fällt uns nicht in den Schoss

Meine nur scheinbar versöhnlichen Folgerungen: Sozialdemokratie — oder besser der Sozialismus — ist zwar auch eine Geisteshaltung. Sozialisten müssen hier und jetzt neue Werte entwickeln, nach anderen Formen des Zusammenlebens suchen. Anstelle der bürgerlichen Raubtierethik müssen wir eine eigene Sozialetik schaffen, eine eigenständige sozialistische Kultur und die umfassende Bildung des Menschen fördern. Kurz gesagt: mehr Lebensqualität ist die Forderung des Tages. Erste Voraussetzung ist, wie Marx im dritten Band des «Kapitals»⁶ formuliert hat, das ewigbleibende «Reich der Notwendigkeit», das ist die menschliche Arbeit, vernünftig zu gestalten und den Arbeitstag zu verkürzen. Aber vergessen wir eines nicht: Wenn der Ruf «mehr Lebensqualität» nicht bloss modische Schönrednerei bleiben soll, wenn wir bessere Lebensqualität verwirklichen wollen, müssen wir gegen gesellschaftliche Widerstände kämpfen!

Hanspeter Mathys

Grundsatzgetreues Verhalten

Willy Spieler: «Trennung von Kirche und Staat» («Profil» 9/1977)

Im «Profil» 9/1977 nimmt Genosse Willy Spieler Stellung zu meinem Vorwurf, dass es sich bei dem Gegenvorschlag zur kantonal-zürcherischen

⁶ Karl Marx, «Das Kapital», Marx-Engels-Werke, Bd. 25.